Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]

Autor(en): **Heer, J.C.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 37

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-644598

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 37 - 27. Jahrgang Verlag: Berner Woche, Bern 11. September 1937

Herbstbeginn

Jrmela Linberg.

Der Tage heller Silberschaum
Entwandert und verrinnt —
Fahr wohl, fahr wohl mein Frühlingstraum,
Du Sonne, Blume, Wind!

Fahr wohl du junge Zärtlichkeit
Des Fühlens und Erschau'ns,
Du wunderbare Süßigkeit
Des ersten Anvertrau'ns.

Du steigende Beseligung
In Wachstum und Erblühn,
Du flüchtige Beängstigung
Vor Welken und Verglühn.

Der letzte rote Wolkensaum
In Nebel sich verspinnt —
Fahr wohl, fahr wohl mein Frühlingstraum,
Du Sonne, Blume, Wind!

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER 8

„Ich werde verrückt", stöhnte er. Die Eule erschien ihm jetzt wie ein böser Geist, der das Verderben über ihn herabrief, wie sein eigener Totenvogel. Sein Schicksal war es, in dieser Hürde langsam und elend zu vergehen, dahinzusterben wie der verschüttete Bergmann im Sarge des Kohlengesteins, wie der Schiffbrüchige, der auf einer Planke treibend von Wasser ringsumgeben doch verdursten muß, wie der Forscher in den erbarmungslosen Gefilden des Polarschnees, wie — nein, nein, wozu dem letzten Atemzug unter Qualen entgegensiechen? Draußen lag ja der kalte See — ein Sprung — und das Herz stand still!

Nur um den abgründigen Gedanken zu entfliehen, die sich ihm beim Uhuruf wie Sturmwolken über die Seele wälzten, nahm er den Faden seines früheren Lebensweges wieder auf — seiner Liebe zu Rösle.

Die Volksstimme, daß Müller Wenk sein Haus selber angezündet habe, kam nicht zur Ruhe; er wurde in eine amtliche Untersuchung gezogen, vermochte aber, von einem seiner Mahlknechte unterstützt, den Nachweis zu erbringen, daß ein verstopfter Oelbehälter und eine heißgelaufene Welle die Ursachen des Brandes gewesen seien und er überhaupt den Nachmittag in der Stadt verbracht habe, wo er neben andern Geschäften auch den Einkauf eines neuen Behälters besorgt habe. Er kam frei.

„Nun wirst du von selber nicht weiter mit der Rosa Wenk einhängen wollen", bemerkte die Mutter zu Heinrich; „du wirst doch einmal einen andern Schwiegervater wollen als den Müller, über dem der böse Verdacht stehen bleibt."

„Mutter, von der Rosa Wenk sprechen wir nicht mehr!" erklärte er bündig.

„Gut, dann streiche ich diesen Namen aus meinen Sorgen; ich freue mich, daß du so einsichtig bist."

Und bis die Mutter auf dem Sterbebett lag, fiel Rösles Name nie mehr zwischen ihnen.

Ja, er wäre gern vernünftig gewesen; aber wenn er das Mädchen traf, dann strahlte ihm aus ihren Braunaugen ein Liebesglück, eine Sehnsucht und ein heißes Fragen entgegen, daß er den Mut nicht fand, gegen sie hart zu sein. Einmal fragte er sie: „Wie haben wir nur gerade in der Nacht so toll sein können, in der euch das Brandunglück begegnet ist?"

„Ich schäme mich jetzt", stammelte sie mit errötenden Wangen, „daß ich dich merken ließ, wie lieb ich dich habe — es geschah aus lauter Elend."

Ihr abbittendes Lächeln, ihre Scham und ihr zur Seiteneigen des Köpfchens bestrickte ihn aufs neue.

Sie verloren sich indessen eine Weile aus den Augen. Ihr Vater verzichtete auf den Wiederaufbau der Mühle, verkaufte ihre Reste an einen jungen Fabrikanten, der die Wasserkräfte der Oberaach für eine mechanische Werkstätte auszunützen gedachte, und richtete sich aus der Brandversicherungssumme in Stuttgart eine Holzhandlung ein.

Da rief aber der Einjährig-Freiwilligen-Dienst Heinrich auch in die Residenz. Er und Rösle, die in dem neuen, ziemlich

umfangreichen Geschäft draußen in der Karlsvorstadt ihrem Vater die Buchhaltung führte, fanden immer die Stunde oder auch einen gesamten Abend für ihre Zusammenkünfte, und was gab es nach „des Dienstes ewig gleichgestellter Uhr" Erquicklicheres als das gemeinsame Wandern durch die schöne Umgebung der Stadt.

Der Gang Rösles war noch elastischer, ihre Erscheinung noch schmucker, ihre Haut noch heller als in der Oberaacher Mühle geworden; ihre natürliche Heiterkeit, ein feiner, drolliger Uebermut taten ihm an ihr wohl — und vor allem, daß er mit ihr auch seinen Kameraden begegnen durfte. „Das muß man Ihnen lassen, Landsiedel, daß Sie einen guten Geschmack für das Weibliche haben", gestanden ihm die andern zu und rühmten den frischen Mutterwitz Rösles, die für jedes Wort, jede Schmeichelei eine unverfängliche Antwort besaß.

Die Freude am Schmuck war ihr geblieben, und als er ihr ein kleines, echt goldenes Herzchen schenkte, war sie selig.

Wie den Schmuck liebte sie den Tanz; sie stellte dabei die andern jungen Damen in den Schatten. Meistens verlor er die Freude an dieser Kunst früher als sie und hatte nichts einzuwenden, wenn sie den Saal am Arm eines andern durchflog; im Gegenteil, dann empfand er im Schein der Lichter das Spiel ihrer jungen Glieder erst recht wie ein Frühlingslied. Sie wurde nicht leicht satt; in ihr glühendes Gesicht trat ein sinnlicher Zug; dann aber eilte sie wieder auf ihn zu. „Heinrich, so gut wie du gefällt mir doch keiner", lachte sie; „wie bin ich stolz auf dich!" Und wenn sie auf dem nächtlichen Heimweg ihre heißen Wangen an den seinen kühlte, so waren sie stets herzeinig.

Dagegen verstimmte er sich sonst etwa an ihr. Als sie nach einer Vorstellung des „Wilhelm Tell" in die Karlsvorstadt hinaus schlenderten und noch von der Aufführung sprachen, sagte sie unbefangen: „Die Telloper ist doch zehnmal schöner als das Schauspiel." Ihm war aber die Verballhornung der Schillerschen Dichtung zum Operntext von jeher ein künstlerischer Greuel gewesen; ärgerlich ließ er ihren Arm fahren und knirschte: „Du bist ein Spatz!" — Und noch oft schleuderte er ihr diesen Vorwurf zu. Rösle erwies sich unfähig, seinen Gedankenflügen, die über den Alltag hinausgingen, zu folgen; Bücher, die er ihr schenkte, um ihren seelischen Gesichtskreis zu erweitern, las sie ohne tieferes Verstehen, und wenn sie sich darüber äußern sollte, wurde sie so unbehilflich, daß ihn Erbarmen mit ihr ergriff.

Sie ist ein Spatz, aber ein lieber Spatz. Er hätte doch nicht ohne sie leben mögen. Nur einmal schwankte er.

Sie erzählte ihm von einer Wahrsagerin, die in einer der schmalen, winkligen Gassen hinter dem Rathaus wohne, und wollte ihn überreden, daß sie sich miteinander die Karten legen lassen. „Bist du wirklich so blödsinnig dumm, Rösle!" rief er zornig aus. „Wenn ich mit dir zu diesem würdelosen Schwindel ginge, so müßte ich mich ja meines Soldatenrocks schämen! — Und daß auch du mir nicht zu ihr gehst, hörst du! Ich leide es nicht!"

Nach ein paar Tagen aber konnte sie ihm eine tiefe Niedergeschlagenheit nicht verbergen. Das Köpfchen schamvoll über seine Schultern neigend, gestand sie ihm unter Schluchzen, daß sie doch bei dem schrecklichen Weib gewesen sei. „Die Hexe wollte mir zuerst nicht sagen, was in den Karten stehe; endlich murmelte sie mit ihrer tiefen, hohlen Stimme: „Den Herzbuben sticht der Treffbub aus und bringt ein Geheimnis an den Tag!" — „Und der Herzbub bist doch du, Heinrich", weinte Rösle, „und einen Treffbuben habe ich nicht."

„Aber ein Geheimnis?" forschte er. — „Wo denkst du hin, Heinrich? Ich habe nur eine unbegreifliche Angst — doch nein! Ich schäme mich bloß so furchtbar vor dir, daß ich dir ungehorsam gewesen bin!" Sie stöhnte an seiner Schulter bitterlich.

„Spatz", erwiderte er schroff, „du bist meiner nicht wert!"

„Warum nennst du mich immer Spatz, wenn du böse auf mich bist? — Du tust mir weh mit diesem Wort."

Er aber lief ohne gute Nacht von ihr und grollte ihr etliche Tage. Sie suchte ihn rastlos, fand ihn; gerührt von ihrer Treue und Güte verzieh er ihr, und in den königlichen Gärten gab es eine liebliche Versöhnung. Nie aber ereignete sich zwischen ihnen wieder eine so wilde Liebesstunde wie in der Brandnacht unter der Weide; bewußt vermied er stets, die Sinnlichkeit Rösles zum Aufflammen zu reizen. Das geschah im Gedanken an seine ernste Mutter.

Jedesmal, wenn er an sie dachte, hatte er ein Lausbubengefühl.

Nun ging sein Militärdienst schon zu Ende; weder einer der Ersten noch einer der Letzten in der Kompagnie hatte er seine Pflicht treu erfüllt, und wenn weiter kein Vorteil bei dem Jahr gewesen war, so hatte es ihn doch elastisch, stark und breitbrüstig gemacht.

Schon unter dem Schatten der bevorstehenden Trennung fragte Rösle mit bebender Zärtlichkeit: „Und wann wirst du mich einmal zu deiner Mutter bringen, Heinrich?"

Die Frage erschreckte ihn. Verlegen antwortete er: „Erst in einigen Jahren. Meine Mutter ist eine schwerblütige Frau, die sich jede Lebensbegebenheit furchtbar zu Herzen nimmt. Darum möchte ich ihr jetzt noch nicht von unserer Liebe sprechen, sondern warten, bis ich das Tübinger Stift hinter mir habe. Als junger Doktor kann ich doch ihr Herz viel leichter für dich gewinnen als jetzt, wo ich noch mit meinen Studiengeldern von ihr abhängig bin!"

Rösle weinte über die Enttäuschung ein paar heiße Tränen; aber das Wort „junger Doktor" gefiel ihrem weiblichen Ehrgeiz, und sie fügte sich ohne Widerspruch.

Nun war er Student.

Tübingen, die von üppigem Grün umrahmte Hügelstadt, gefiel ihm gut, die geschlossene Linie ihrer mittelalterlichen Bauart, die hohen, steilen Giebel und der Hölderliturm der Häuserreihe am Neckar, die sich im sanft dahingleitenden Fluß spiegelten, zu oberst das breite Schloß Hohentübingen mit den stumpfen Türmchen und die das Stadtbild beherrschende Stiftskirche auf ragendem Vorsprung, das viele Reichsmittelalterliche in den steilen und krummen Gassen und Gäßchen und die Menge buntbemützter studentischer Jugend und sauberer Mädchen, welche die musenfreundliche Kleinstadt belebten, vor allem die Verbindung akademischer Freuden mit dem Genuß einer schönen Natur, die mancherlei Stätten in der Umgebung Tübingens, die der schwäbischen Sage und Geschichte verbunden sind. Sie weckten mit ihrer Romantik auch in seiner Seele Sang und Klang.

Seine Studien, besonders dasjenige der deutschen Sprachwissenschaft und Dichtung, waren ihm Herzenssache.

Er war nicht eigentlich „Stiftler" wie die meisten Tübinger Studenten, das heißt Konviktuale des Stiftes, sondern hatte mit seiner Mutter eine kleine Wohnung am obern Ende der Neckarfront gemietet, für sich ein freundliches, sonniges Stübchen, von dem der Blick auf den Fluß, das grüne Tal und hinein in die Berge bis zum Hohenlichtenstein ging. Ein unvergeßliches Bild! Dicht unter seinen Fenstern fuhren die Schwarzwaldflößer vorüber, fast riesenhafte Gestalten in hohen Stiefeln, und steuerten mit langen Stangen die vielgliedrigen Flöße, in denen Hunderte der gewaltigsten Schwarzwaldtannen zusammengebunden waren. Auf dem Hirschauersteg standen die Studenten und riefen den Stiftern zu: „Jockele sperr' — Jockele sperr!", bis die Schwarzwälder vorübergezogen waren.

Vortrefflich lebte er sich ein; die Mutter aber verbrachte ihre Tage noch stiller, noch zurückgezogener als vorher, und in ihrer schwerblütigen Art lag etwas wie frühes Altern.

Durch die Uebersiedlung waren sie auch Else und ihrem Manne wieder nahe; aber die Mutter ließ sich nur bei ihrer Ankunft bewegen, einmal in das „Waldhorn", das Gasthaus Elses, zu treten und bloß zu einem kurzen Imbiß. Nachher nie wieder. Sie hatte nun einmal eine Abneigung gegen das Wirtschaftsgewerbe.

Silbern plätschert das erquickende Brünnlein auf der Alp Phot. Meerkämper.

Leichter fand sich Heinrich in dem beliebten Einkehrort der Handwerker und der Landleute, die zu Markte kamen, zurecht. Den Sitz hatte seine Verbindung eigentlich in der Wirtschaft „Kommorell", die für feiner als das „Waldhorn" galt; allein oder mit Freunden blickte er aber manchmal in die Gasträume der Schwester; in der Oberstube fand sich oft eine frohe Gesellschaft zusammen, ertönte jugendlicher Sang. Ein schönes geschwisterliches Verhältnis entwickelte sich aufs neue zwischen ihm und Else, die sich im übrigen ganz an das Wesen ihres Mannes angepaßt und angeschmiegt hatte und den Ruf einer vorzüglichen Wirtin genoß. Mit dem betriebsamen Schwager fand er sich ebenfalls zurecht, und das Ehepaar erwies ihm manche Aufmerksamkeit. Else bewährte sich auch als Tochter. Obschon die Mutter nie in ihre Wirtschaft trat, kam jene häufig auf einen Sprung in die mütterliche Wohnung, selten ohne einen Bissen aus ihrer gutbürgerlichen Küche.

Nun war ein Studentenausflug auf den Lichtenstein mit jungen Damen geplant, und Heinrich hätte ohne Vorwissen der Mutter zu gern Rösle dazu eingeladen. Obgleich er sich erinnerte, daß die lebhafte Schwester früher eine lose Zunge über das Mädchen geführt hatte, verriet er ihr seinen Herzenswunsch. Sie zog zuerst ein schnippisches Gesicht; dann lachte sie: „Brüderchen, was tut man dir nicht zu lieb! Schreibe ihr, daß ich sie die beiden Nächte gern ins Quartier nehme. Wir werden ja einander nicht fressen!"

Rösle kam und siehe da, die Schwester vertrug sich mit ihr über Erwarten gut. Nach dem prächtig verlaufenen Studentenfestchen lud sie das Fräulein ein, noch ein paar Tage im „Waldhorn" zu bleiben, und als sich Rösle wieder verabschiedet hatte, sagte Else: „Was die sich schön und vorteilhaft ausgewachsen hat! Man kann Staat mit ihr machen; wenn es möglich wäre, wollte ich sie gern für immer als Stütze ins Haus nehmen!"

Nun, das war nicht Heinrichs Wunsch; in seiner Verliebtheit aber mochte er es, daß Rösle nun dann und wann halb als Gast, halb als sonntägliche Stütze der Schwester von Stuttgart her ins „Waldhorn" auf Besuch kam und war Else und dem Schwager für die freundliche Aufnahme seiner Liebsten still dankbar.

Bald fand er auch die Gelegenheit, ihnen seine Anerkennung durch die Tat zu bezeigen. Wilhelm Vaihinger, der stets voll Einfälle und Pläne war, verbesserte außen und innen in seinem Gasthaus manches und ritt das Steckenpferd, es mit allerlei Antiquitäten und kleinen Sehenswürdigkeiten auszustatten. Zu gleicher Zeit wurde außerhalb des Städtchens ein Bauerngehöfte feil, und nun wollte er auch dieses erwerben, mit der Begründung, daß Else dem „Waldhorn" an den meisten Tagen der Woche allein vorzustehen vermöge, und er sich als Landwirt einen zweiten Verdienst schaffen könne. Für den Ankauf des Gehöftes bedurfte er aber eines größeren Darleihens. Dringlich wandten sich er und Else an die Mutter. Heinrich unterstützte ihr Gesuch hilfbereit; widerstrebend gab die alte, halbkranke Frau das Kapital für den Kauf her. Indessen hatte es bei dem einmaligen Darleihen sein Bewenden nicht; Else kam mit Geldanliegen wieder und wieder, bald wegen Viehkauf, dann wegen eines Scheunenbaues und noch manchem, was zur Wiederherstellung des vernachlässigten Bauernwesens notwendig war.

Stets unterstützte der Bruder ihre Bitten, gab die Mutter dem Doppelansturm ihrer Kinder nach; doch war in ihrem Geben etwas Trauriges und Mürrisches.

„Ich begreife dich nicht", wandte sie sich eines Abends an Heinrich; „willst du denn mit Gewalt, daß du und ich von Vaihinger abhangen müssen? Du kennst deinen Schwager wohl noch nicht."

So war's nun! Heinrich mußte die Beträge, die er und die Mutter zum Leben bedurften, in kleinen Rückzahlungen beim Schwager abholen, und er merkte, wie verblendet er gewesen war, als er mitgeholfen hatte, das Vermögen den treuen Händen der Mutter zu entwinden.

Sie aber versank über den trüben Erlebnissen rasch und rascher in eine stumme Schwermut; sie alterte zusehends; man hätte der verrunzelten Fünfzigerin leicht siebzig Jahre geben können, und wenn sie am Abend ein Wort sprach, so war's: „Ich meine, ich wäre lange genug dagewesen!" oder sie erinnerte sich an ihren im fernen Westen begrabenen Mann und an den kleinen Dieter, den ihr das Schicksal so grausam entrissen hatte. Sie seufzte: „Ich wollte, ich wäre so weit wie die — jenseits des Sterbens!"

In seiner jugendlichen Heiterkeit hatte Heinrich neben der lebensüberdrüssigen Mutter manchmal einen schweren Stand; stets wieder schlug ihn wegen Rösle das schlechte Gewissen; zugleich aber waren ihm ihre Aufenthalte im „Waldhorn" ein Trost, und ihretwegen vermied er den Bruch mit Schwester und Schwager, zu dem er Anlaß genug besessen hätte.

Ein Trost waren ihm auch seine Freunde, ein Kreis junger Leute, die bei allem Hochflug der Gedanken fest in den Ueberlieferungen der schwäbischen Heimat wurzelten und von dem Ehrgeiz beseelt waren, ihrerseits wieder den alten Ruhm der Tübinger Hochschule zu rechtfertigen, und an welchen Posten sie das Leben stellte, ihrem Ländchen Württemberg treu zu dienen.

Der liebste unter ihnen war ihm Ulrich Zeusler, ein großbegabter Mensch, der mit herzlichem Wesen eine seltene Geistesschärfe vereinigte und einen glücklichen Gegensatz zu der oft verträumten Art Landsiedels bildete, die in dunklern Wellen ging. Oft war es Heinrich, als wirke der Verkehr mit Zeusler, für den es nichts Verworrenes gab, wie ein wohltätig kühlendes Bad auf seine Seele; in schöner Ergänzung der geistigen Eigenschaften verbrachten sie viele anregende Stunden miteinander.

Da gewann Heinrich einen neuen Freund — Reinhold von Plus! Um den stolzen jungen Mann, der unvermutet in Tübingen aufgetaucht war, ging die Rede, daß er der Sohn eines deutschrussischen Großgrundbesitzers, aber wegen seiner nihilistischen Umtriebe von dem verärgerten Vater knapp gestellt und an der Schule nur auf Zusehen hin geduldet sei. Das mochte stimmen, hauptsächlich die Schmalheit seiner Mittel. Plus gönnte sich keinen Luxus, als daß er in Kleidern und Gehaben den vornehm erzogenen Aristokraten zur Schau trug, erregte aber trotz seinem zurückgezogenen Leben durch seine männliche Schönheit im Städtchen einiges Aufsehen. Zu jener gehörte ein flammend roter Bart, der mit dem dunklen Haupthaar in einem überraschenden Gegensatz stand, und das Leuchten seiner etwas kleinen, aber tiefblauen Augen. Das Geheimnisvolle in seinem Wesen zog die einen ebenso stark an, wie es die andern abstieß. Heinrich gehörte zu den ersteren.

Was ihn am stärksten mit Reinhold von Plus verband, war die gemeinsame Freude an der deutschen Poesie, der gegenseitige Austausch eigener lyrischer Strophen. Jeder erkannte dem andern ein schönes dichterisches Talent zu. Der schwungvolle Verkehr mit dem Fremdling, der alle übrigen Studenten an Weltkenntnis überragte, beglückte Landsiedel so tief, daß er die Warnungen seiner treuen schwäbischen Freunde, die Reinhold von Plus nicht über den Weg trauten, auch die Ulrich Zeuslers, in den Wind schlug.

Nun ja, das spürte auch er, der Russe war ein Mensch voller Widersprüche, in seiner äußeren, auf das sorgfältigste gepflegten Erscheinung ganz Kavalier, in seiner Rede Nihilist, der am liebsten die gesamte erbärmliche Kulturwelt unter einem mächtigen Eisenhammer zerschlagen hätte; aber dicht neben den abgründigen Regungen lag die Neigung zur tiefsten Mystik, und daraus brach ein Strom echt dichterischer Kraft.

Den allein spürte Heinrich, und er hatte auch die Genugtuung, daß Reinhold von Plus im Umgang mit ihm die Gespräche aus den Untergründen des Lebens und der menschlichen Gesellschaft ließ, dafür sich mit ihm gern über die weite Welt unterhielt, die er auf einer Reise um die Erde kennen gelernt hatte. An den glühenden Bildern, die er entwarf, erflammte in der Brust Heinrichs eine brennende Sehnsucht, selber einmal an fernen Gestaden des Ostens und Westens zu wandern; er gestand Plus jedoch, daß er diesen Durst wohl nie zu stillen vermöge, da er, durch die Liebe zu einem Mädchen gebunden, so rasch wie möglich den Lebensweg eines bescheidenen Gymnasiallehrers einzuschlagen gedenke.

„Aber Landsiedel, wie wollen Sie sich Ihre Zukunft durch ein Weib verderben lassen?" lächelte Plus geringschätzig. „Wie täten Sie mir leid. Wir können wohl nicht ohne Weiber sein; keiner hat sie notwendiger, als wer sich als Dichter entfalten will — aber heiraten? — in einer Ehe die Flügel brechen? —" Er lachte kurz und kalt, und Heinrich fror bei diesem eigenartigen Lachen.

Nie, nie durfte Plus sein Rösle sehen!

Der Zufall fügte es aber anders. Nach einer langen Abendwanderung auf dem Wöhrd trat er mit dem Freund ins „Waldhorn"; sie setzten sich, um allein zu sein, in die Oberstube, und auch Plus, der sonst ein Anhänger der Enthaltsamkeit war, ließ sich ein Glas Bier munden. Da erschien unversehens Rösle in der Tür, den Hut mit Kornblumen geschmückt, den Sonnenschirm noch in der Hand. „Guten Abend, Heinrich", lachte sie in ihrer Heckenrosenschönheit. „Eben komme ich vom Zug. Ich wollte dich überraschen!" Plus erriet, daß sie die Geliebte des Freundes sei, plauderte in unverfänglicher Liebenswürdigkeit, wie sie nur dem Ilerritterlichsten Weltmann zu Gebote steht, mit ihr und hielt sie bei ihnen fest. Heinrich, der dem Gespräch mit Wohlgefallen folgte, freute sich der natürlichen und klugen Antworten Rösles und war gespannt, wie jedes von ihnen über das andere urteilen werde, die Geliebte über den Freund, der Freund über die Geliebte.

Fortsetzung folgt.

Der Mond

Von Matthias Claudius

Im stillen, heitern Glanze,
Tritt er so sanft einher;
Wer ist im Sternenkranze
So schön geschmückt wie er?

Er wandelt still, bescheiden,
Verhüllt sein Angesicht,
Und gibt doch so viel Freuden
Mit seinem trauten Licht.

Er lohnt des Tag's Beschwerde,
Schließt sanft die Augen zu
Und winkt der müden Erde
Zur stillen Abendruh'.

Schenkt mit der Abendkühle
Der Seele frische Lust;
Die seligsten Gefühle
Gießt er in unsre Brust.

Du, der ihn mir gegeben
Mit seinem trauten Licht,
Hast Freud' am frohen Leben,
Sonst gäbst du ihn mir nicht.

Hab' Dank für alle Freuden,
Hab' Dank für deinen Mond,
Der Tages Last und Leiden
So reich, so freundlich lohnt!

Amerikanische Kuriositäten

Luftgekühlte Eisenbahnwagen sind jetzt im Sommer auf allen Linien in Gebrauch. Und zwar genießen nicht nur die Reisenden im Pullmann und Speisewagen diese Annehmlichkeit, sondern auch die gewöhnliche Polsterklasse (entspricht etwa der europäischen Zweitklasse, ist aber die billigste in U. S. A., da es hier keine Klasse mit Holzsitzen gibt) wird jetzt künstlich abgekühlt. — Im air-conditioned-Wagen bleiben die Fenster geschlossen; Lüftung und Kühlung geschieht durch die Ventilation. Die neuesten Pullmanwagen haben natürlich elektrische Kühlanlagen. Weniger neue Wagen werden mittelst richtigem Eis